

Grand Island Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebraska.

Bilder aus der Bundeshauptstadt.

Washington wird nicht selten als eine der langweiligsten Städte geschildert. Freilich dürfte bei solcher Darstellung ein gut Teil Einseitigkeit der betreffenden Gewährsleute mit unterlaufen. Jedenfalls aber hat unsere Bundeshauptstadt ihre Momente, in denen man ihr der Neize genug abzugewinnen vermag. So im Herbst.

Walter Wellmann, der bekannte Korrespondent, schildert in einem seiner letzten Berichte ein Stück von dem Treiben in Washington in der Form einer Herbstmorgensbetrachtung.

Es ist zwischen acht und neun Uhr. Die Straßen sind voll Leben. Die Departementsangestellten begeben sich zu ihrer Arbeit; es ist ein fröhliches, gut geleitetes, wohlgenährtes Volk. Keine Hüte, neue Handschuhe, hübscher Anzug und allerlei Neuheiten der Mode kennzeichnen sie. Männlein und Weiblein. Sie gehen in Gruppen von zweien oder dreien, und von den Schulkindern scheinen sie sich nur durch die Statur zu unterscheiden, so harmlos, so wenig ernst liegt das Leben vor ihnen. Denn ihre Arbeit ist leicht und ihre Verantwortlichkeit gering.

Wohl ein Drittel dieser Glücklichen sauft auf dem Zweirad einher, Männlein und Weiblein. Während der Arbeitsstunden sehen die inneren Höfe der großen Regierungsgebäude förmlich wie Käberdickungeln aus.

Dort geht ein junger Mann, dessen natürliche Begabung ihn zweifelsohne zu einem bedeutenden Künstler werden ließe, hätte er den Muth, die angenehme sichere Stellung eines Regierungsclerks aufzugeben und sich an den Vaden zu legen, wie man so sagt. Aber die Anziehung des Nichtsthums und Nichtsdenkens ist zu groß.

Nach ihm kommt ein kleiner buckiger Herr einhergetrippelt. Seit mehr als 30 Jahren geht er so jeden Morgen, zur selben Stunde, den selben Weg, nach seinem Departement. Glücklich Anlagen seiner Ersparnisse in Grundeigentum haben ihn \$150,000 werth gemacht; aber ihn zieht's zu seinem Bult und wird ihn weiter hinziehen, bis ihm der Tod das gelbe Rouvert schickt, das ihm seine Entlastung bringt.

Wolglich sauft eine außergewöhnlich hübsche junge Dame auf metallblankem Kad vorbei und hinter ihr flattern lustig bunte Bänder und goldenes Haar. Ein prächtig Stück Schöpfung, so recht von der Natur bezeichnet, daß sie der Stolz eines Mannes und die Mutter seiner Kinder würde. Drei vortheilhafte Heirathsanträge hat sie schon ausgegesehen. Sie liebt ihre Unabhängigkeit, ihr Kad, ihre schönen Kleider, ihre Sorgenfreiheit und Unverantwortlichkeit zu sehr. An ihnen wird sie wohl hängen bleiben, bis ihre Schönheit verwehlt ist, und wenn sich das Glück menden und sie ihren Platz im Departement verliert, wird sie ihre Tage als Besitzerin eines Kosthauses beenden oder als Vermietlerin von möblirten Zimmern.

Nicht wenige dieser Departements-Clerks kommen in der eigenen Equipage zur Arbeit gefahren. Vor ihnen sitzt der schwarze Kutscher in heller Vivree; sie selbst wenden den Kopf rechts und links, um zu sehen, wie viel Fußgänger sie bewundern. Stolz zu sein, das verstehen Dankel Sams Clerks in Washington; das Aeußere wahren ist ihr Erbe. Die leichte Beschäftigung, welche sie haben, gibt ihnen Zeit genug, an sich selbst zu denken und das Resultat solcher Selbstbetrachtung ist die Vervollkommnung ihrer äußeren Person. Darum wird nirgends im Lande so gute Kleidung getragen wie in Washington. Darum werden aber auch diese Regierungs-Angestellten mehr oder weniger oberflächlich und frivol, denn nicht Kravatte, Cylinder und Zweirad bilden den Charakter, wohl aber verantwortliche Arbeit, die man pflichtgetreu thut.

Indeß, es gibt auch in Washington Leute, welche das Pflichtbewußtsein kennen. Das sind die Chefs der verschiedenen Departements. Der eine kommt nach seiner Office zu Pferd, der Andere zu Wagen, ein Dritter geht; aber alle tragen sie in ihren Hüften den Stempel anstrengender ernster Arbeit. Gleichwohl sind sie im Vortheil gegenüber anderen Sterblichen, die ähnliche Sorgen haben, denn es handelt sich nicht um ihr eigenes Geld, um ihr eigenes Vermögen. Dazu haben sie reichlichen Beistand: Voten, Stenographen, Clerks, Experten stehen ihnen jeder Zeit zur Verfügung. Und doch sind diese Chefs, welche zweimal wöchentlich in dem Beratunngszimmer des Präsidenten sich versammeln, diejenigen acht Männer auf Dankel Sams Zahlliste, welche die meiste Arbeit thun.

Im Vergleich zu ihnen führen die Senatoren und die Mitglieder des Hauses der Repräsentativen, welche zuletzt auf dem Weg nach dem Kapitoll erscheinen, ein recht bequemes Leben, das höchst selten durch eine Nachsitzung oder eine resultatlose Abstimmung unangenehm unterbrochen wird.

Man braucht sich nicht darüber zu verwundern, daß unsere Staatsmänner feist und rund aussehen. Die täglichen zweifelhafte Sitzungen im Kongress sind für sie die reinsten Picnics. Sie plaudern, rauchen, fröhlichkeiten, lesen die Zeitungen und genießen das Leben, ein Jeder nach seiner Art. Komitee-Sitzungen sind selten und dauern nicht lang. Das Hauskomitee für Wege und Mittel ausgenommen, ist die Arbeit der verschiedenen Ausschüsse des Kongresses mehr Schein als Wirklichkeit. Früher

war die Korrespondenz eines Kongressmitgliedes eine wirkliche Last und erforderte eine harte Arbeit, jetzt aber, Dank der Großmuth, welche die Herren Staatsmänner sich selbst gegenüber durch Gewährung der staatlichen Mittel entfaltet haben, besitzt jeder Senator und jeder Repräsentativ-Abgeordnete seinen Privatsekretär.

Es ist lustig zu hören, wie einige der neuen Kongressmitglieder die Worte „Mein Privatsekretär“ aussprechen. Sie scheinen in dieselben geradezu verliebt, so weich moduliren sie dieselben. Vandaadvokaten, welche von der Rechtsprechung mehr verstehen als von der Rechtschreibung oder der Kunst des Korrespondirens, und welche früher ein Konzept ihrer Briefe anzufertigen pflegten, wie man es in der Schule thut, diktiren nun ihren Stenographen mit weihlich sehr vernünftigen, wenn man sie bei dieser imponirenden Beschäftigung trifft. Bei jeder Gelegenheit spricht ein Kongressmann von seinem Sekretär. „Mein Sekretär“ ist es, der Dies oder Jenes vergessen hat, dem etwas einfiel, der etwas that. Kommen aber die neuen Kongressleute in ihre Heimath zurück, da wird „Mein Sekretär“ erst recht zur Hauptperson, und es mag wohl manchen Wähler bedünken, daß vielleicht hinter dem Sekretär mehr steckt als hinter dem Herrn.

Eine wahre Goldgrube

muß die „Midway Plaisance“ während der Weltausstellungsdauer in Chicago gewesen sein. Dortige Zeitungen wissen davon zu erzählen, wie selbst die Felsjungen und Kameeltreiber bei den Geldwechslern Hunderte von Dollars klingender Münze und Papiergeld in französisches Gold umwechseln oder sich Wechsel auf Banken in Kairo, Konstantinopel und anderen Plätzen des Orients, von wo man sie zusammengelesen, geben ließen. Die Konfessionäre haben fast durchweg gute Geschäfte gemacht, was ihnen Niemand mißgönnt, am allerwenigsten die Ausstellungsbeförderer, die von jedem Dollar, der auf der Midway Plaisance eingenommen wurde, ihren Zehnten, oder vielmehr ihren „Quarter“ erhielten. Man nimmt an, daß die Besucher der Weltausstellung nicht weniger als \$15,000,000 in der Midway Plaisance gelassen haben.

Die besten Geschäfte machte, einem Berichte zufolge, das Ferrisrad, welches sich weit besser rentirte, als der Eiffelturm in Paris, obwohl es erst zwei Monate nach der Eröffnung der Ausstellung in Bewegung gesetzt werden konnte. Zuerst hob es durchschnittlich täglich 6000 Menschen empor in die Luft, allein allmählich wuchs die Ziffer an, bis schließlich 25,000 Passagiere die tägliche Normalzahl bildeten. Am Chicagoer Tage beförderte das Rad nicht weniger als 40,000 Personen, was für diesen einen Tag eine Einnahme von \$20,000 bedeutete. Das Ferris-Rad hat den Unternehmern ungefähr \$392,000 gefloht. Nach dem mit den Ausstellungsbehörden abgeschlossenen Kontrakte brauchten sie von ihren Einnahmen anfänglich nichts abzugeben, bis dieselben sich auf \$300,000 beliefen. Von da an floßen 50 Prozent in die Ausstellungsstätte. Dabei haben beide Theile ein gutes Geschäft gemacht, denn im Ganzen sollen nicht weniger als 2,200,000 Menschen eine Fahrt auf dem Riesenrade unternommen haben.

In zweiter Linie kommt der Hagenbeck'sche Circus, der zuerst nur sehr schwach besucht, bald aber allgemein als die gebiegenste und interessanteste Attraktion der ganzen Midway Plaisance betrachtet wurde und nun glänzende Einnahmen thut. Am Chicagoer Tag belief sich die Frequenz auf 24,000 Personen, was bei einem Eintrittspreise von 50 Cents bis zu \$1.00 eine ganz bedeutende Summe darstellte. Sehr gut rentirte sich auch die Straße von Kairo, deren Unternehmer den Eintritt von 10 auf 25 Cents erhöhen konnten, ohne daß deswegen der Besuch eine Abnahme gezeigt hätte. Ihr Profit soll sich auf etwa \$200,000 belaufen. Das deutsche Dorf und Alt-Wien haben jedes ungefähr \$175,000 als Tribut an die Ausstellungsbehörden bezahlt, was ebenfalls einen Profit von \$200,000 für jedes der beiden Unternehmen voraussetzt. Die sogenannte „Beauty Show“ war eigentlich weiter nichts, als ein elender Humbug. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen hat sie sich gut bezahlt und ihr Profit ist mit \$150,000 wahrscheinlich noch sehr niedrig angelegt. Die South Sea Island Village hatte sich eines so guten Zuspruchs zu erfreuen, daß der Unternehmer sich entschloß, seine wilden Schlinglinge nächstes Jahr wieder nach Amerika zu holen. Auch die beiden irischen Dörfer, die Libbey'sche Glasfabrik, die Straußenfarm, sowie die verschiedenen orientalischen Theater haben keine Ursache, unzufrieden zu sein, während eine der interessantesten Attraktionen, das Javaneiser Dorf, nur sehr mäßige Geschäfte zu verzeichnen hat. Geradezu Fiasco gemacht haben indeß nur sehr wenige von den Konfessionären der Midway Plaisance und diese Thatsache ist um so bemerkenswerther, als es anfänglich allgemein hieß, binnen Kurzem werde die ganze Midway Plaisance verfallen, da sie bei der hohen Kommission, die sie zu bezahlen habe, unmöglich bestehen könne.

Als Wasserreservoir dient der Walleebann dem Eingeborenen Australiens. Vetterer besitzt die merkwürdige Eigenschaft, den nächtlichen Thau begierig anzuzugeln und diesen zu Wasser verdichtet, im unteren Theile des Stammes und in den Wurzeln aufzuspeichern, wo die Eingeborenen das Wasser dann holen.

Der Rif.

Im Hinblick auf die Wirren, in welche die Spanier zur Zeit mit den Rifbewohnern in Afrika verwickelt sind, dürften die nachfolgenden Ausführungen über jenes Gebiet und dessen Bevölkerung des Interesses nicht ermangeln. Bemerk sei, daß man unter Rif diejenige am Mitteländischen Meere gelegene Landschaft bezeichnet, die im Westen Ceuta und im Osten die Muluya als Grenze hat. Nach dem Süden zu folgt dieselbe im Allgemeinen dem südlichen Abhänge des unter dem Namen „kleiner Atlas“ bekannten Gebirges. Das von rauhen Bergen durchzogene Land, dessen Höhe bis zu 2000 Meter ansteigt, ist nie von einem Europäer durchforscht worden. Die Versuche, in das Rifgebirge einzudringen, scheiterten jedesmal an dem Fanatismus der Bewohner, deren Rohheit und Dummheit selbst in Marokko sprichwörtlich sind. Indessen kennen wir den Rif ziemlich genau aus den Beschreibungen, die Leo Africanus, Warmol, Dappes und andere Geographen, wie vor ihnen Strabo, Schylas, Mela, Plinius gegeben haben.

Ebenso war das Rifland noch nie einem Herrscher unterworfen. Ehemals hatten die Römer einige Küstenplätze inne, wie das jetzige Ceuta, welches später unter die Herrschaft der Araber kam, sodann in den Besitz der Portugiesen und endlich in den der Spanier überging, denen der Ort, wie das heutige vielgenannte Melilla, noch gegenwärtig gehört. Die in der Landschaft sich befindenden Orte tragen meistens die Namen der Berge, auf denen sie liegen. Als Regierungssitz wird zwar Sejaun genannt, was indeß so zu verstehen ist, daß der Schah dieses Landes vom Sultan von Marokko zum Raib der Riflandtschaft ernannt wurde. Thatsächlich hat der marokkanische Herrscher aber noch nie einen Feller an Abgaben von den Rifbewohnern erhalten.

„Ich unternahm“, erzählt Rohfs wörtlich, „eine Ausflucht in die südlichen Abhänge des Rifs, aber weit durfte ich mich nicht hineinwagen, und nur die Thatsache, daß ich ein sad Sidi (ein Freund des gnädigen Herrn) war, schützte mich vor Ausplünderung oder Mord. In der That können nur die Schürfa von Ufan es wagen, das Gebirge zu durchziehen und Gaben einzusammeln, wie man denn auch häufig Rifbewohner in Banden von 20 bis 50 Männern und Frauen nach Ufan kommen sieht, um dem Großherrn ihre Gaben darzubringen. Die Dörfer, welche ich durchzog, bestanden durchweg aus 30 bis 40 kleinen Häusern von etwa acht Meter Länge und vier Meter Breite. Diese selbst, aus gut gemauerten und oft abgeflachten Wänden aufgeführt, hatten keine Fenster, nur eine kleine Thür führte ins Innere. Die Häuser waren mit Stroh oder Binjen gedeckt, während das Dachgerippe aus getrocknetem Aelcholz bestand. In einem solchen Hause wohnt die ganze Familie sammt dem Vieh, das in der Regel aus einigen Schafen, Ziegen und einem Esel besteht. Gelocht wird auch innerhalb des Gebäudes, wobei man es dem Rauche überläßt, sich selbst einen Weg durch das Dach zu bahnen.“

Die Bewohner des Rifgebirges stehen auf einer der niedrigsten Kultur-Stufen. Die Männer sind wohlgestaltet und ebenso gibt es unter den Frauen schöne Erscheinungen. Ihre Hautfarbe ist vollkommen weiß, sie haben schwarze Augen und schwarzes Haar. Bis zum Alter von acht Jahren gehen die Kinder ganz nackt, die Frauen tragen ein Hemd und darüber einen blauen Kittel, während die Männer über dem Hemde ein langes wollenes Tuch haben, in das sie sich einwickeln. Männer wie Weiber geben barhäuptig, letztere flechten ihr Haar in kleine Strähne, erlere rasiren sich daselbe. Der Mann hat Tag und Nacht einen Dolch bei sich und verläßt sein Haus nur in Begleitung einer langen Steinwaffenklinge und einer Pistole. Beide Geschlechter lieben, sich mit Schmutz aller Art zu begeben, wozu namentlich die Koransprüche gehören, die sie, in kleine lederne Säcke genäht, oft in der Zahl von 20 Säcken um den Hals tragen.

Der Rifbewohner nimmt nur eine Frau, doch ist er nicht gattfreudlich. Der Reisende, welcher nicht selbst für seinen Unterhalt sorgen kann, geht zur Wöhsche und wartet auf die Bewohner. Diese kommen nach dem Abendgebete mit ihren Schüsseln und laden nun den Fremden ein, am Essen theilzunehmen. Die Reste bekommen die Kinder, während die Frauen ihren Theil vorweg genommen haben und zu Hause verzehren. Der Fremde schläft in oder vor der Wöhsche.

Die Nahrung der Rifbewohner ist äußerst einfach und besteht hauptsächlich aus Gerstemehl und Gerstentuppe, sowie an hohen Festtagen aus Hammelfleisch und Früchten. Letztere sind reichlich vorhanden und überhaupt ist das Land sehr fruchtbar. Die Thäler sind wasserreich, bieten aber keine großen Flächen zum Aekern. Im Ganzen mögen einige Hunderttausend Menschen die Rifgegende bevölkern. Der Grund dieser geringen Bevölkerung liegt in der Unruhe, in dem fortwährenden Kampfe einer Dürftlichkeit mit der anderen und in dem Kriege mit den Christen.

Aus dem Bahnwege Kientan sprang das Pferd eines Kientanants aus Gardelegen, Provinz Sachsen, während der Fahrt zu dem Rennen in Hoppegarten bei Berlin. Der Begleiter sprang sofort nach und es gelang ihm auch, des Ausreißers bald habhaft zu werden. Mann und Roß haben bei dem Sprunge keinerlei Schaden genommen.

Gegen die Paletotmarder.

Wer hat nicht in einem dicht gefüllten Konzertsaal oder Restaurant schon die Unannehmlichkeit empfunden, weit von seinem neuen Ueberrock und dessen Schicksalen Platz nehmen zu müssen. Denn schon bei den ganz unvollständigen, nur in der Zerstreuung geschickenden Bewegungen ist es merkwürdiger Weise stets der Andere, der Unbekannte, der den günstigeren Tausch macht. Ja, es ist eine durchaus eigenartige Tücke des Zufalls, daß immer der anständige Mensch im Nachtheil bleibt. Dieser Tücke entgegenzutreten, ist sittliche Pflicht des Menschen im Allgemeinen und der Erfinder im Besonderen. Es ist deshalb vielfach versucht worden, mit Hilfe von Sicherheits-Kleiderhaken das Ziel zu erreichen. Sogar eine junge Dame hat sich einen solchen nach einer einfachen und gefälligen Idee patentiren lassen. Wie das Kleidungsstück an den Haken gehängt wird, fällt dieser von selbst in's Schloß. Ein Schlüssel befreit erst das Kleidungsstück wieder. Dieser Schlüssel aber bildet gerade die schwache Seite der Erfindung. In einer Wirthstube mit 50 oder 100 Haken müßten ebenso viele nummerirte Schlüssel vorhanden sein. Jeder Gast steckt seinen Schlüssel zu sich. Darin liegt bereits eine Unständigkeit. Außerdem ist es vorauszusetzen, daß die Schlüssel nach und nach verloren gehen. Und schließlich müßte das ein sehr ungeschickter Paletotmarder sein, der nicht auf den Einfall käme, mittelst eines in der Handfläche verborgenen Federmessers in unauffälliger Weise die Kleiderschlinge zu durchschneiden. Ein ganz harmloser Griff nach dem Rockfragen genügt zur Operation. Wozu da noch einen Schlüssel! Ein Rud! — und „Roß und Reiter sah Niemand wieder.“

Vielleicht ist es derselbe Grund, welcher eine andere patentirte Idee so rasch und selig entschlafen ließ. Zwei Wiener Herren konstruirten einen Sicherheitskleiderhaken ohne Schlüssel: Der Paletot wird angehängt, sofort fällt der Haken in's Schloß. Ein bloßer Druck auf einen Knopf öffnet ihn wieder. Aber zu gleicher Zeit ertönt ein Glockenzeichen! Der rechtmäßige Besitzer wird dadurch gewarnt; wie die Klingel anschlägt, fährt er von seinem Tische auf und dem unredlichmägen Kleiderhaken-Definer an den Hals — d. h., wenn der Besitzer nicht so tief im Sattelstiel verfunten ist, daß er die schwersten Kirchenglocken überhört. In einem Saale, wo viele Gäste kommen und gehen, würde das feste Gellingsel nur verwirren. Das ist ein entschieden schwacher Punkt. Man könnte zwar die Glockenreihe der Kleiderhaken in musikalischer Stufenleiter abstimmen. Ein Tenor wählt für seinen Winterrock stets das hohe C; ein lyrisches Gemüth hängt seinen Paletot an einen faunten Waldhorn in Moll. Noch besser wäre es freilich — und das wollen wir hier vorschlagen — mit jedem Tisch je eine zugehörige Anzahl Kleiderhaken elektrisch zu verbinden. So viel Plätze am Tische, so viele Kleiderhaken. Auf dem Tische steht eine elektrische Klingel. Wird einer der zum Tische gehörenden Ueberrocke vom Haken entfernt, so sind die Tischgenossen durch das Anschlagen des Läutewerks aufmerksam gemacht. Die Herren blicken auf und überzeugen sich, ob ein Berechtigter aus ihrer Mitte seinen Rock an sich nimmt, oder ob es ein Fremder ist. So ist jeder Alarm auf einen möglichst engen Kreis Beteiligter beschränkt.

Ja man könnte noch weiter gehen, an jedem Platz unter der Tischplatte einen elektrisch bewegten Metallfinger anbringen, welcher anpökt und mahnt, nützliche Klopfgeister —

Das heißt: wenn, wie gesagt, der Paletotmarder ein solcher Stümper ist, daß er den Haken zu öffnen versucht, statt einfach die Rockschlinge durchzuschneiden. Auch dieser letzten Möglichkeit noch entgegen zu wirken, hat ein Erfinder in Berlin unternommen. Er dachte vermuthlich: „Auf einen Klob ein Keil, auf einen gerissenen Spitzbuben einen hellen Berliner Zungen!“ Die Wirthe würden sich ja doch schwer entschließen, für theures Geld so viele patentirte Haken anzuschaffen. Diese Vorrichtung dagegen bringt jeder Gast selbst in der Tasche mit. Sie ist gut am Rock befestigt und durch einen Gummischlauch mit einer Peife verbunden. Schlauch und Peife bleiben in den Rocktaschen verborgen. Der Wirth an der Sache ist überhaupt der, daß der Dieb von der Gegenwart des Apparates keine Ahnung haben darf — oder doch wenigstens vom Aufenthaltsort des Gummischlauches.

Beim Aufhängen des Rockes an einem der gewöhnlichen Gasthaushaken wirkt das Gewicht des Kleides derart auf den Apparat, daß sich dieser mit Luft füllt. Jedes Herunternehmen des Kleides entlastet den Apparat, so daß die geprefte Luft in die Peife dringt und ein schrilles Signal ertönen läßt. Will der Besitzer selbst seinen Rock vom Haken nehmen, ohne durch das Peifen-Signal „Haltet den Dieb!“ Aller Augen auf sich zu ziehen, so sagt er mit der Hand eine nur ihm bekannte Stelle, etwa die der inneren Brusttasche, und sperrt durch diesen Griff den Luftweg des Schlauches ab. Die Luft entleert sich durch ein Ventil. Der Rock verläßt lautlos und unauffällig den Haken.

An frühzeitig aufstehenden Herrschern ist gegenwärtig Europa reich. Der Zar soll öfters vor drei Uhr auf sein; die Königin-Wittve Christine von Spanien erhebt sich einhalb fünf Uhr; der Kaiser Franz Joseph sitzt schon früh fünf Uhr an seinem Schreibtische; Kaiser Wilhelm II. verläßt zu Hause sein Lager regelmäßig um sechs Uhr, und nur die Königin Victoria pflegt bis um acht Uhr der Ruhe.

Unseren Abonnenten

Gelegenheit zu geben,

die hier abgebildete Uhr zu erhalten und zwar umsonst, haben wir mit der Fabrik ein Uebereinkommen getroffen, wonach wir eine große Anzahl derselben zu einem niedrigen Preise erhalten.

Eine Uhr



umsonst!

Unsere Offerte an die Leser des „Anzeiger und Herold“

ist nun folgende:

Zeigt Eueren Nachbarn und Freunden die Zeitung, macht sie darauf aufmerksam, wach' ein gutes Blatt es ist und sie werden wünschen, auf dasselbe zu abonniren.

Offerte No. 1:

Für drei neue Abonnenten, die Ihr uns einjendet, für ein Jahr im Voraus bezahlt, erhaltet Ihr die „Victory“ Uhr portofrei und registriert zugefandt. Ihr habt auf diese Weise eine schöne und gutgehende Uhr, die Euch nichts kostet als nur ein paar Worte zu Gunsten Eurer Familienzeitung.

Offerte No. 2:

Jemand, der vielleicht nur zwei Abonnenten erhalten kann, jendet dieselben ein, sowie 50 Cents extra und erhält die Uhr.

Offerte No. 3:

Wer nur einen Abonnenten einjendet, hat \$1.00 extra zu senden.

Offerte No. 4:

Wer seine eigene Zeitung auf ein Jahr im Voraus bezahlt und sendet zwei neue Abonnenten ein, erhält die Uhr.

Wohl gemerkt, unser Prämienbuch, das wir bisher gaben, erhält auch fernerhin J e d e r, der auf ein Jahr im Voraus bezahlt, sowohl der Einjender selbst, als auch die neuen Abonnenten. Diese Prämienbücher enthalten, wie ja die meisten unserer Leser wissen, spannende Romane und Novellen und werden von Allen gern gelesen.

Geld jendet man am besten per Money Order, Postal Note, oder Express Money Order.

Man adressire:

Anzeiger und Herold,
305 W. 2. Str., Grand Island, Neb.

Das Buch für Alle.

Illustrirte Familienzeitung

zur Unterhaltung und Belehrung.

Jährlich 28 Hefte, @ 15 Cents,

oder pro Jahr, in Vorausbezahlung, \$3.50.

Eine prachtvoll ausgestattete Zeitschrift und sollte dieselbe in keiner Familie fehlen.

Zu beziehen durch

J. P. WINDOLPH,
305 W. 2te Str., Grand Island.

Aus Heimath und Fremde,

Illustrirte Romane aller Nationen.

Erscheint in 28 Heften jährlich.

Preis 10c. pro Heft od. \$2.50 pro Jahr.

Das erste Heft ist erschienen und sehr schön ausgestattet. Es beginnen darin die Romane „Ein Hagarssohn“ u. „Zwölf Millionen.“ Bestellungen richte man an

J. P. WINDOLPH,
305 westl. 2te Str., Grand Island.